

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 3.

Elbing, den 5. Januar.

1894.

Dräfin Garon.

Roman von La Rosée.

7)

Nachdruck verboten.

Sein erster Gang war zur Kommandantenschaft, um nach der Wohnung des Obersten Bergs zu fragen.

Dann fuhr er mit einer Drofschke in die angegebene Straße.

„Wohnt hier der Oberst Berg?“

„Zu dienen“, antwortete der Lakai.

„Melden Sie mich, da ist meine Karte.“

Während der Lakai die Karte in Empfang nahm, blickte er den alten Mann spöttisch lächelnd an. „Der Herr Oberst ist nicht hier,“ sprach er.

„Was? nicht hier? wo ist er denn?“

„Auf seinem Gute.“

„Auf welchem Gute?“

„Waldrleth.“

„Wo liegt es?“

„Bei Grafing.“

„Mein Gott, welch ein Aufenthalt,“ rief der Professor und eilte auf den Bahnhof, um sich zu erkundigen, wann der nächste Zug nach Grafing gehe.

„Im Moment ist einer abgegangen, der nächste geht zehn Uhr Abends.“

Bestürzt eilte er heim, heute noch wollte er die Reise antreten. Die Zeit dächte ihm eine Ewigkeit. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, das Haupt zu Boden gesenkt, schritt er unruhig auf und ab. Vergebens suchte ihn Marianne zu trösten, er hörte nicht, was sie sprach. Schon um sieben Uhr ging er wieder nach dem Bahnhof. Endlich saß er im Waggon, der Zug setzte sich in Bewegung, der Professor stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Es war halb zwölf Uhr Nachts, als er in Grafing ankam. Er ging in das nächste Gasthaus des Ortes und fragte, ob er einen Wagen nach Waldrleth bekommen könne.

„Heute nicht mehr,“ sagte mürrisch der Hausknecht, „aber ein Zimmer für die Nacht kann der Herr haben.“

Reizend legte sich Abensberg zur Ruhe, aber er konnte kein Auge schließen. In den ersten Morgenstunden stand er auf und befohl anzuspinnen.

Das Schloß, das man schon von weitem sah, war ein einfacher viereckiger Bau. Näher

kommend gewahrte der Professor, daß das Thor mit Guirlanden, Kränzen und Fahnen geziert war. Bei diesen festlichen Zeichen erschrak er. „Was bedeutet denn das?“ fragte er den Kutscher.

„Der Herr Oberst hat gestern seine Hochzeit gefeiert.“

Der Professor sprang aus dem Wagen. Ein Diener trat ihm entgegen und fragte nach seinen Wünschen.

„Ich möchte den Herrn Oberst sprechen, sogleich.“

„Der Herr Oberst sind nicht hier.“

„Wie? Man hat mir doch gesagt, daß er gestern —“

„Hier getraut wurde,“ ergänzte der Diener, „dem ist auch so, allein gleich nach der Trauung ist die Herrschaft abgereist.“

Ganz gebrochen ließ sich Abensberg auf eine der Gartenbänke, die vor dem Schlosse standen, nieder sinken.

„Wer ist denn die Braut?“ fragte er den ihn erstaunt betrachtenden Diener.

„Eine sehr schöne junge Dame, eine Wittwe mit Namen Sieglinde Abensberg.“

„Nun ist nichts mehr zu ändern“, murmelte der Professor, „ich suchte nach besten Kräften es zu verhindern.“

„Bitte wollen Sie nicht eintreten und eine kleine Erfrischung zu sich nehmen“, sagte artig der Diener.

Kopfschüttelnd stieg der Professor wieder in den Wagen und fuhr zur Station. Jetzt da es unumstößliche Gewißheit war, daß Sieglinde sich vermählt hatte, fand er mehr Gemüthsruhe. Mit gutem Gewissen konnte er sich sagen, daß er sein Möglichstes gethan, um diese Heirath zu verhindern. Er gedachte des Hochzeitstages seines Sohnes, eine tiefe Behmuth überkam ihn. Ach, schon damals war ihm bang zu Muthe, bei der stillen Hochzeit, welche gar nicht nach dem Geschmack der Braut war, weil sie ihre strahlende Schönheit Niemand Anderem zeigen konnte, als dem Bräutigam und dessen altem Vater. Dann schweiften seine Gedanken noch weiter zurück zu seiner eigenen Trauung mit seiner Marie. Auch eine stille, ruhige Hochzeit und eine stille, ruhige Braut, die keinen Anspruch darauf machte, daß man sie oder ihr schlichtes Kleid bewundere, und welch' ein unbeschreibliches Glück hatte er durch dieses einfache, treue Weib genossen! Wie war

sie doch stets bemüht, sein Leben zu erheitern! Er war ihr Alles. — Welch' eine tiefe, innige Verehrung hatte ihm diese Frau geweiht! Und als dann der kleine Leonhard auf der Bahn des Lebens erschien, welch' ein Angstgefühl hatte damals den Professor überschlichen, weil er dachte, daß er nun in den Hintergrund treten müsse, daß die Seele seines Weibes mit dem kleinen blonden Knaben ausgefüllt sein werde. Wie hatte er gelitten! welch eine Eifersucht hatte ihn gefoltert! Aber den ersten Platz im Herzen seiner Frau hatte doch nur er eingenommen, das Kind hatte den Vater nicht verdrängt.

Viertes Kapitel.

Tiefe Stille herrschte im Palais Daron in Paris. Die Diener wagten kaum mit einander zu flüstern, geräuschlos schlüpfen sie hin und wieder über die mit dicken Teppichen belegte Treppe hinaus, um dort die Befehle der Krankenwärterinnen entgegenzunehmen. Vor dem Palais hielten drei Doktorcharaisen; sie standen schon lange, wohl eine Stunde. Die Kutscher rückten unruhig auf ihren hohen Sätzen umher oder stiegen ab und gingen einige Male um den Wagen herum, dann standen sie zusammen und plauderten von ihren Herren und ihren eigenen Angelegenheiten.

Oben in einem der Salons befand sich Henri Thionville mit bleicher, verstörter Miene und horchte den Aussprüchen der Aerzte, welche eben ein Consilium gehabt hatten.

„Herr Graf, lassen Sie Muth, wir hoffen wie der Herr Professor Etolle das Beste, die Gefahr ist vorüber. Ruhe natürlich ist nothwendig, Ihre Kusine muß absolut vor jeder Aufregung bewahrt werden.“

Thionville seufzte und geleitete die beiden Herren bis zur Thür, dann kehrte er zu Etolle zurück.

„Und Sie hoffen wirklich?“ fragte er.

„Ja, sicher! Sie können sich getrost beruhigen, Ihre Kusine hat eine gute Natur und eine ausgezeichnete Pflege. Und, Herr Graf, die Nachrichten von Millicroix, ich muß Ihnen gestehen, daß ich sehr erstaunt war, als ich nach Paris zurückkam und die Ereignisse erfuhr, die sich während meiner Abwesenheit zutrug. Die Gräfin todtfrank. — Und — warum ließen Sie ihn denn nicht in das Hotel Dieu bringen?“

„Weil er, wie Sie wissen, der Schützling meiner Cousine war, und dann ließ ich ihn ja die freie Wahl. Seit meine Cousine so krank wurde, sehnte er sich aus Paris fort. Ich trug ihm Millicroix an, er acceptirte mit Freuden. Jean begleitete ihn, wir hatten keine Ahnung, daß die Reise so schlimm ausfallen könnte.“

„Sie dürfen es Ihrer Cousine vor der Hand nicht sagen,“ rief der Arzt.

„Natürlich nicht,“ stimmte Henri bei, „obwohl ich es unpassend fand, daß sie solchen Antheil an dem Deutschen nahm.“

Der Arzt suchte die Achseln und empfahl

sich. Henri blieb noch längere Zeit im Salon, setzte sich in den Fauteuil und sann nach. Seine Gedanken mußten sehr peinlich sein, denn er stöhnte, fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare und trocknete sich mit dem feinen Batisttuch die feuchte Stirn ab. „Es ist nicht mehr zu ändern,“ murmelte er, stand hastig auf und ging in das Zimmer seiner Cousine. Eine ältere Frau trat ihm entgegen.

„Wie geht es?“ flüsterte er.

„Gut,“ nickte sie.

„Glauben Sie, daß ich sie sprechen darf?“

„O ja, Herr Graf, der Professor hat es erlaubt, denn ich sagte ihm, wie besorgt und unglücklich Sie sind.“

„Haben Sie doch die Güte, Schwester Maria-Martha, und fragen Sie zuerst, ob sie mich sehen will.“

Die Schwester schritt an das große, mit himmelblauer Seide umhangene Bett und sagte der Gräfin, daß ihr Bettler da sei. Cecile machte eine schwache Bewegung mit dem Kopfe und reichte dem sich leise Nähernden ihre Hand. Er beugte sich über dieselbe und drückte einen langen, innigen Kuß darauf.

„Henri, wie geht es ihm?“ fragte sie.

Eine Röthe erschien auf der Stirn des Grafen. „Du fragst immer nur nach ihm,“ erwiderte er ungeduldig, „warum fragst Du nicht nach mir, nach meinen schweren Sorgen um Dich.“

„Du bist gesund, aber er —“

„Es geht ihm — besser,“ sagte er langsam.

„Gott sei Dank,“ flüsterte sie, „der Professor wollte mir gestern auf meine Frage nicht antworten, er wich mir aus und sagte, er habe ihn noch nicht gesehen, seit er wieder hier ist. Wer hat ihn denn während der Abwesenheit Etolles behandelt?“

Henri erröthete wieder. „Wer? fragst Du. Aber Kind, ich weiß es wirklich nicht, wie der Arzt hieß, ich glaube, wenn ich nicht irre, war es Antin.“

„Du weißt es nicht? O Henri, wie herzlos Du bist, geh, ich will allein sein.“

Gehorsam schlich er wieder hinaus.

Am nächsten Tage, als er die Cousine besuchte, fragte sie wieder nach Abensberg.

„Höre Cecile,“ rief der Graf, „Professor Etolle hat es strengstens verboten, daß Du Dich aufregst, also thue mir den Gefallen und laß Dein Fragen.“

„Henri! ich weiß nicht — aber es kommt mir vor, als sei nicht alles in der Ordnung. Ich mißtraue Dir. — Du umgeßt die Wahrheit, darum bin ich so unruhig.“

„So laß Dir sagen, daß der Deutsche verlangte . . .“

„Was verlangte?“ unterbrach ihn Cecile und sah ihren Bettler erwartungsvoll an.

„Er wünschte, aus Paris fortzukommen.“

„Du lügst,“ schrie sie heftig.

„Wenn Du so ungestüm bist, werde ich schweigen.“

„Nein, ich befehle, rede, sage mir alles.“
„Da ist nicht viel zu sagen“, erwiderte er so ruhig und gelassen, als spreche er von etwas ganz Gleichgültigem. „Als er erfuhr, daß Du krank geworden, sehnte er sich fort.“

„Fort?“ wiederholte sie ungläubig und schüttelte den Kopf.

„Ja, das heißt nicht in seine Heimath, aber er wünschte aufs Land, da schlug ich ihm vor — ich glaubte in Deinem Sinne zu handeln, wenn ich jeden seiner Wünsche erfüllte — also ich schlug ihm vor, Aufenthalt auf meinem Gute Millerotz zu nehmen.“

„Nun, Henri! wie kannst Du das thun! die Entfernung, das einsame, öde Schloß“

„Er hat aber doch sofort eingewilligt.“

„Wie? also ist er nicht mehr in meinem Hause?“

„Wenn Du nicht ruhig sein kannst, werde ich keine Silbe mehr sagen.“

„Wo ist Abensberg? Was hast Du mit ihm gemacht?“

„Nichts anderes als ihm den eigenen Willen gelassen, er ist in Millerotz.“

„O mein Gott! o mein Gott!“ stöhnte sie.

„Ich wünschte, ich hätte Dich belogen,“ sagte er, „Etoile rieth, man solle Dich nicht aufregen, da Dich aber die Wahrheit so unglücklich macht, wäre es besser gewesen, ich hätte sie Dir vorenthalten.“

„Welche Nachrichten hast Du über ihn? Wer pflegt ihn? welchen Arzt hat er? wie geht es ihm?“

„Besser; er hat eine ausgezeichnete Pflege und einen tüchtigen Arzt, also Sorge Dich nicht, sei ruhig und werde erst ganz gesund, dann wollen wir das Weitere mitsammen besprechen. Einmal mußt Du ja doch wieder vernünftig werden, Cecile; seine Frau würde sicher nicht erfreut sein, wenn sie wüßte, welch' reges Interesse Du an ihrem Gatten nimmst.“

„Schwelm, Henri!“ herrschte sie.

„Ich gehe schon, eben ist auch der Professor angefahren, er wird schön zanken, wenn er sieht, wie Du Dich aufgeregert hast.“

Etoile war wirklich sehr unzufrieden, als er seine Patientin sah. „Was hat es denn gegeben, Kind?“ fragte er sich über sie beugend, „so raschen Puls und so rothe Wangen?“

„Wissen Sie schon, daß Abensberg nicht mehr da ist?“

Etoile schrak sichtlich zusammen. „Wer hat es Ihnen gesagt?“ forschte er.

„Henri, glauben Sie, daß auch nur ein Wort wahr ist? Abensberg hätte verlangt, aus Paris gebracht zu werden, welch' eine Dummheit, daß ich so schwach und elend daliegen muß! Ich bitte, ich beschwöre Sie, nehmen Sie sich seiner an.“

„Kind, Kind, ruhig! Vor allen Dingen fassen Sie sich, Cecile! Sie waren doch sonst so besonnen und vernünftig. Ich muß wirklich Ihrem Vater recht geben, auch mir gefällt es nicht mehr, daß Sie so übergroßen Antheil an

dem Deutschen nehmen. Werden Sie erst gesund, dann können Sie Ihren Schilling wieder selbst pflegen, wenn er dieser Pflege noch bedarf.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Struwelpeter bei Kaiser

Wilhelm I. Der ehrwürdige greise Verfasser des Struwelpeter, Dr. Hoffmann-Donner in Frankfurt a. M., erzählt in dem diesjährigen Weihnachtsheft der „Gartenlaube“ eine hübsche Geschichte, wie sein „Struwelpeter“ bei Kaiser Wilhelm I. Einzug hielt. Bei Gelegenheit eines Besuchs des Kaisers in Frankfurt war auch Dr. Hoffmann dem Monarchen vorgestellt worden und hatte bei diesem ein warmes Interesse für seine launigen Bilderbücher gefunden. Daraus hat er Veranlassung genommen, durch den ihm befreundeten damaligen Polizeipräsidenten v. Madai anfragen zu lassen, ob er dem Kaiser den „Struwelpeter und seine vier Geschwister“ (die anderen Kinderschriften, welche Hoffmann verfaßt hat) für seine Enkel senden dürfe. Umgehend traf die Antwort ein, daß der Kaiser die fünf Bilderbücher dankbar annehmen würde — jedoch nicht für seine Enkel, sondern für sich persönlich. Und so geschah's. Schön zusammengebunden gingen die fünf Bärchen nach Berlin ab mit einer hübschen poetischen Widmung des Verfassers. Als aber Weihnachten herangekommen war, da empfing Dr. Hoffmann spät am Heiligen Abend eine Kiste aus Berlin, und was enthielt sie? Das Bild des Kaisers mit seiner eigenhändigen Unterschrift als Dank für den „Struwelpeter und seine vier Geschwister“.

— Labouchère's Weihnachts-Besprechung.

Aus London, 22. Dezember, wird der „Frkf. Ztg.“ geschrieben: Der geistreiche Verleger des Klatschblattes „Truth“, nicht zufrieden mit dem über das Ehepaar Bieremberg errungenen gerichtlichen Triumph, hat in Bezug auf die Weihnachtsbesprechung armer und kranker Kinder heuer sich selbst übertroffen. Das größte Gebäude in London, die Royal Albert Hall, hat herhalten müssen zur Ausstellung der Spielsachen, welche die Leser und Leserinnen von „Truth“ für die armen Kinder Londons gespendet haben. Was für Raum 27,000 Stück Spielsachen einnehmen, läßt sich kaum vorstellen. Da waren sechs Pyramiden von lauter Puppen, 4000 an der Zahl, welche Leserinnen von „Truth“ auf eigene Kosten gekleidet hatten. Eine Menge eigenhändig von Leser von

„Truth“ angefertigter Spielsachen war da: auch der Herzog Alfred von Coburg-Gotha (Herzog von Edinburgh) hatte viele Spielsachen geschickt. Ueberall flatterten Fahnen; überall Reitpferde, Wagen, Werkzeuge, Knallbonbons; von den letzteren hatte ein Fabrikant 22,00 beige feuert; es war ein Anblick, der auch die Herzen der feingekleideten, verhätschelten Kinder, welche in Begleitung ihrer Mütter oder Gouvernanten sich zur Besichtigung eingefunden hatten, höher schlagen machte. Und da war auch der Glaskasten mit 11,000 neugeprägten, blanken Sixpence (50 Pfennigstücke), welche ein unbekannter Geber für die armen Kinder Londons gestiftet hat. Ein baumlanger Polizist bewacht den Schatz. Seit 13 Jahren genießt Henry Labouchère den Ruhm, der größte Kinderfreund Londons zu sein. 1880 sammelte er zum ersten Mal für die in 20 Armenhäusern und Spitalern untergebrachten Kinder Weihnachtspenden. Damals konnte er seinen Kram, 1000 Stück Spielsachen, in seinem Redaktionsbureau bequem unterbringen. Seither ist die Weihnachtsausstellung von einem Lokal zum andern gewandert, bis heuer sogar die größte Concerthalle Londons zu klein befunden worden ist. Trotz des herabströmenden Regens war das Gedränge der fashionablen Welt beinahe unerträglich. Henry Labouchère muß nächstes Jahr für ein noch größeres Lokal sorgen.

— **Eine gelungene Episode** hat sich unlängst in einem Dorfe des Königreichs Sachsen zugetragen. Im Gasthose hatten sich eines Abends die Gemeinderathsmitglieder zur Sitzung versammelt und in der allgemeinen Vertiefung in die Berathung über des Dorfes Wohl und Wehe hatte man anfänglich gar nicht beachtet, daß auch der wohlbestallte Hüter der nächtlichen Ruhe des Dorfes, Gottlieb Tugendtsam Fröhlich, sich in dem Berathungszimmer eingefunden, die Zeichen seiner Würde, den schweren Spieß und die unförmige Laterne, in eine Ecke gestellt hatte und nun, die Pfeife im Munde, mit großer Behaglichkeit und noch größerem Wissensdurst den weisen Reden der löblichen Dorfbeherrscher lauschte. Endlich konnte sich ein dicker runder Herr, der „Molke“ des Dorfes (von dem die Sage ging, daß er in seiner bald 20jährigen Praxis als Gemeinderathsmitglied während der Sitzungen noch kein Wort weiter als „Ja“ und „Ne“ von sich gegeben), nicht mehr halten und mit großer Entrüstung in der Stimme frug er mitten in der Berathung über einen wichtigen Gegenstand: „Na, Goodlieb, was willst Du denn hier, wer paßt denn da uff, wenn se draußen mausen?“ Und

während noch die anderen Rätthe in wortlosem Staunen die unvermuthete „Jungferrede“ ihres Kollegen auf sich wirken lassen, antwortete schon „Goodlieb“, während er die Pfeife sorglich aus einem Mundwinkel in den andern schob, mit bewundernswerther Seelenruhe: „Na, wer soll denn mausen, mer sein ja Alle hie!“

— Ein Doppelgänger des Zaren.

Ein wohlhabender, mit Glücksgütern reich gesegneter Bürger von Kopenhagen, Namens Carlsleben, hat an sich erfahren müssen, daß die Aehnlichkeit mit einem der Großen auf Erden, ebensowenig wie ihre Freundschaft, immer eine Wohlthat des Himmels ist. Er betrieb bis vor kurzem ein blühendes Bankgeschäft, als er plötzlich, von einem Freunde, der den Zaren gesehen hatte, darauf aufmerksam gemacht, daß er demselben außerordentlich ähnlich sähe, auf den Gedanken kam, den Doppelgänger des Herrschers aller Reußen zu spielen. Er ließ sich seinen Bart nach der Frisur Alexanders III. schneiden und suchte ihn überhaupt in allen Stücken zu kopiren. Sein sehnlichster Wunsch war, seinem Ebenbilde vorgestellt zu werden. Gelegentlich eines Aufenthalts in Kopenhagen gewährte ihm Alexander III. eine Audienz und war in der That über die frappante Aehnlichkeit seines Doppelgängers mit ihm ganz überrascht. Das schien Carlsleben der Höhepunkt des Glücks. Von nun an fuhr er vielerlang durch die Straßen von Kopenhagen und hatte die Genugthuung, häufig vom Volke für den Zar gehalten und als solcher gegrüßt zu werden. Doch diese ewige Verwechslung mit dem Zaren wurde für Carlsleben verhängnißvoll. Es begann sich allmählig in dem Hirn des ohnehin etwas exzentrischen Mannes die fixe Idee auszubilden, daß er thatsächlich der Zar sei; er fiel in Größenwahn und glaubte sich allenthalben durch Anschläge der Nihilisten verfolgt. Schließlich wurde sein Zustand so gemeingefährlich, daß er nach einer Irrenanstalt übergeführt wurde, wo er dieser Tage als Opfer einer fatalen Aehnlichkeit starb.

Seiteres.

* [Maßstab.] Prinzipal (zum Behrling): „... Wie, ich soll Sie nicht gut behandelt haben? Ei, so anständig, wie ich Sie behandle, behandelt mich ja nicht einmal meine Frau!“

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Eibing.

Druck und Verlag von H. Gaark
in Eibing.